

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 41 (1947)
Heft: 4

Artikel: Wie Stanley das Kongobecken erforschte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-925440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gleichen die Schwankungen des Verbrauches aus. Während der Kochzeiten nimmt ihr Inhalt ab. Zwischen den Kochzeiten, vor allem nachts, füllen sie sich wieder.

Das erste Gaswerk auf Schweizerboden entstand 1843 in Bern. Damals gab es bei uns noch keine Eisenbahnen. Man hätte die Kohlen mit Pferdefuhrwerken aus Deutschland oder Frankreich herführen müssen. Das hätte zu viel gekostet. Darum versuchte man es zuerst mit einheimischen Kohlen aus Boltigen und Beatenberg (Kanton Bern). Doch waren diese sehr gasarm. Und bald ging man zur Gasgewinnung aus Holz und Torf über. Das änderte sich erst um 1860 herum. Zu jener Zeit erhielten unsere großen Städte Anschluß an die ausländischen Bahnen. Nun war es möglich, aus dem Ruhrgebiet und andern Ländern fette (gasreiche) Steinkohlen zu beziehen. Mit der Zeit entstanden etwa hundert Gasfabriken in unserm Land. In den letzten Jahren verschwanden die kleinern wieder, weil sie wenig leistungsfähig waren. Bis 1943 ging ihre Zahl auf 76 zurück.

Anfänglich diente das Gas nur zur Beleuchtung der Straßen und großen Fabriken. Es ging ziemlich lange, bis es auch in den Wohnungen Eingang fand. Vor etwa einem Menschenalter verdrängte es in den großen Ortschaften die Oellampen und Holzherde. Um die Jahrhundertwende kam dann das elektrische Licht auf. Und als während des ersten Weltkrieges die Kohlen knapp wurden, verschwand die Gasbeleuchtung wieder ziemlich rasch.

Dagegen hat sich das Gas als Brennstoff behaupten können. Es besitzt große Heizkraft und ist billig. Etwa 600 000 Haushaltungen und 3500 Großküchen in Anstalten, Gasthöfen, Spitälern, Bäckereien usw. verwenden es zum Kochen, Braten, Glätten und zur Warmwasserbereitung. Mehr als die Hälfte der schweizerischen Bevölkerung wird durch Gaswerke mit Gas versorgt. Auch im Kleingewerbe und in der Industrie wird oft Gas verwendet zum Schneiden, Schweißen, Löten und Härten von Metallen, zur Herstellung von Glühbirnen, Glasapparaten usw. Es kann leicht zu den Arbeitsstellen geführt werden. Ferner erfordert es keine Vorratsräume und ist reinlicher als die Kohlen. Darum haben die Fabriken nach und nach auf die Kohlenfeuerung verzichtet und sind zur Verwendung des Gases und des elektrischen Stromes übergegangen.

Wie Stanley das Kongobecken erforschte

Henry M. Stanley wuchs in einem englischen Waisenhaus auf. Weil er in seiner Heimat wenig Liebe fand, floh er auf ein Schiff. In Nordamerika war er viele Jahre lang Kaufmann und Soldat. Als reifer Mann

machte er weite Reisen in der Welt herum und schrieb für die Zeitungen Berichte über seine Erlebnisse. Besonders der «dunkle Erdteil» zog ihn an. Mit der Zeit wurde er einer der berühmtesten Afrikaforscher. Zweimal durchquerte er das afrikanische Urwaldgebiet.

Das erstemal ging er von Sansibar an der Ostküste aus. Am 11. November 1874 brach er mit 356 Trägern und Führern auf. Sein Ziel war die Erforschung der Seen und Flüsse im Innern Afrikas. Er nahm darum ein zwölf Meter langes Boot mit, das er aus England hergebracht hatte. Zur Ausrüstung gehörten auch viele Lasten Tuch, Glasperlen und anderer Tand. Mit diesen Waren wollte er unterwegs Lebensmittel eintauschen und den Negerhäuptlingen Geschenke machen.

Stanley war ein gütiger Mensch und ein aufrichtiger Freund der Neger. Wenn immer möglich, wollte er friedlich mit ihnen auskommen. Leider aber nahmen ihn nur wenige Negerstämme freundlich auf. Manchmal blieb ihm nichts anderes übrig, als zu kämpfen oder umzukehren. Dann kämpfte er eben, sonst hätte er sein Ziel nie erreicht.

Von Anfang an setzten ihm die Wilden stark zu. Einst blieb einer seiner Träger etwas zurück. Sofort fielen ein paar Neger über ihn her. Sie zerhackten ihn in Stücke und warfen diese über den Weg. Schon nach zweieinhalb Monaten hatte Stanley mehr als ein Drittel der Begleiter verloren. 89 waren geflohen und 40 im Kampf gefallen oder infolge Krankheit gestorben.

Anfangs März 1875 erreichte er den Viktoriasee. Zwei Jahre lang blieb er nun im Hochland Innerafrikas. Er fuhr um den Viktoriasee und den Tanganjikasee¹ herum, um ihre Größe, ihre Zu- und Abflüsse festzustellen. Dann wandte er sich nach Westen. Livingstone, ein anderer großer Afrikaforscher, hatte ihm vom Lualaba² erzählt. Das sei ein mächtiger Strom, der weit im Westen nach Norden fließe. Niemand wisse, ob er zum Flußgebiet des Nils, des Kongos oder des Nigers gehöre. Stanley nahm sich vor, auf dem Lualaba abwärts zu fahren, um zu sehen, wo er münde. Es war eine Fahrt ins Ungewisse. Und nur wenige seiner Gefährten hatten den Mut, ihm zu folgen. Ueber den Verlauf dieser Fahrt erzählt er:

¹ Beides sind riesig große Süßwasserseen. Der Viktoriasee mißt 68 000 Quadratkilometer. Das ist ein Gebiet so groß wie die ganze Schweiz samt den Teilen der Nachbarschaft, die man auf der Schweizerkarte sieht. Der Tanganjikasee ist durchschnittlich 50 Kilometer breit und 645 Kilometer lang. Er ist also ungefähr so breit wie der Bodensee lang und würde vom Bodensee bis zum Mittelmeer oder von Basel bis zur Südostspitze Englands reichen.

² So nennen die Neger den Oberlauf des Kongos.

Dichter Wald bedeckte die Ufer. Heere von Papageien flogen kreischend über uns weg. Wasservögel schwirrten auf. Tausende von Affen trieben sich auf den Aesten herum. Krokodile bevölkerten die Sandbänke und Inseln. Herden von Flußpferden ließen ihr Grunzen hören. Elefanten badeten sich im Flußschlamm. Millionen von Insekten erfüllten die Luft von morgens bis abends. Ruhig, breit und braun floß der Strom dahin.

Nur die Wilden ließen uns nicht in Ruhe. So oft wir in die Nähe von Ansiedelungen kamen, stießen wir auf den grimmigen Haß der Kannibalen (Menschenfresser). Bei jeder Biegung des Flusses ertönten ihre Warnungsrufe. Ihre großen Trommeln riefen ständig zum Kampf. Aus jedem Busch blitzten Augen, glühend vor Haß. Und giftige Pfeile wurden auf uns abgeschossen.

Nach Neujahr 1877 erreichten wir die Stromschnellen, die man jetzt Stanleyfälle nennt. Am Ufer hatten sich viele Neger versammelt. Sie glaubten, daß unsere Schiffe zerschellen würden. Und schon freuten sie sich über unsern Untergang. Wir landeten am linken Ufer und vertrieben sie. Doch griffen sie uns Tag und Nacht immer wieder an. Nach 22 Tagen hatten wir uns und die Schiffe unterhalb der Fälle in Sicherheit gebracht.

Schon hatten wir 700 Kilometer auf dem Lualaba zurückgelegt, immer in nördlicher Richtung. Noch war ich unsicher, welchem Stromgebiet er angehöre. Befanden wir uns auf dem Nil, dem Niger, dem Kongo oder einem ihrer Nebenflüsse? Plötzlich wandte sich der Lualaba nach Nordwesten. Aha! es ist der Niger oder der Kongo, dachte ich.

Jede Stunde brachte neue Abenteuer und Aufregung in unsere Fahrt. Das wechselvolle Tierleben an den Ufern, die brausende Oberfläche der Wasserfluten, das geräuschlose Auf- und Untertauchen der Krokodile, das Platschen, Trompeten und Schnauben der Flußpferde, das unheimliche Geheul der Menschenfresser, all das erforderte unsere ganze Aufmerksamkeit.

Aber was ist das? Plötzlich taucht auf einem Nebenfluß eine riesige Flotte von großen Booten vor uns auf. Alle sind mit federgeschmückten Kriegeren besetzt. Ein schrecklicher Anblick! Sie erheben ein lautes Geschrei, lassen Kriegshörner erschallen und große Trommeln dröhnen. Die Wälder widerhallen von dem ohrenzerreißenden Lärm. Meine Leute haben Angst vor den wilden Teufeln. Einige wollen sich schnell davonmachen. Ich richte von meinem Boot aus die Gewehre auf die Flüchtlinge und befehle ihnen, zurückzukehren. Wir bilden rasch eine Schlachtlinie und werfen Anker. Es geht ums Leben. Jeder der Schützen macht sich bereit und wartet auf meine Befehle.

Es sind im ganzen 54 Boote mit etwa 2000 Kriegern. Das vorderste ist ein wahres Ungeheuer. In zwei Reihen sitzen 80 Ruderer darauf. Alle sind mit Speeren bewaffnet. Vorn steht eine Gruppe junger Krieger mit Schild und Speer, die Arme mit Elfenbeinringen geschmückt. Und auf dem Kopf tragen sie farbige Papageienfedern.

Sie holen zum Speerwurf aus. Eine Sekunde später knattern unsere Gewehre. Unsere Explosionskugeln platzen in der Wand des Bootes und zerschmettern es. Eine kurze Weile sind die Wilden wie erstarrt. Aber sie erholen sich bald von ihrem Schrecken. Und nun fliehen sie noch schneller, als sie gekommen sind. Wir verfolgen sie flußaufwärts bis zu ihren Dörfern und treiben sie in die Wälder hinein. Dann versenken wir ihre Boote mitten im Strom.

Nach einigen Tagen stoßen wir wieder mit Wilden zusammen. Mit Trommel- und Hörnerklang eilen sie auf uns zu. Ihre Zauberer haben ihnen versichert, es könne ihnen nichts geschehen im Kampf gegen uns. Sie greifen frech an und denken wohl: «Warum wehrt ihr euch? Wir sind viele, und ihr seid wenige. Ihr werdet bald in unsere Hände fallen. Und dann gibt's Menschenfleisch. Heute noch werden wir Menschenfleisch haben!» Wie die Krokodile greifen sie in blinder Wut an. Mit rauchenden Gewehren schlagen wir uns mitten durch sie hindurch. Verwundert und wehklagend bleiben sie zurück.

Wieder trieben wir stromabwärts, Hunderte von Kilometern. Der Lualaba wandte sich westwärts und schließlich südwestlich. Nun wußte ich, daß wir auf dem Kongo fuhren. Seit unserer Abfahrt hatten wir 1500 Kilometer zurückgelegt.³ Der Strom war unterdessen immer mächtiger geworden. Man hätte glauben können, wir befänden uns auf einem breiten, unendlich langen See.

Plötzlich wurde das Stromgebiet wieder enger. In wilden Strudeln ergossen sich die Fluten über einen Abhang hinunter. Wir zogen die Boote ans Land und ließen sie dann wieder ins Wasser. Bald kam eine zweite Stromschnelle. Und wieder zogen wir unsere Boote über Land. Unfälle kamen fast jeden Tag vor. Bereits hatte ich sechs Mann verloren. Zweimal wurden auch ich und die Mannschaft meines Bootes über die Fälle hinuntergeschleudert.

Und jetzt nahm ich Abschied von dem Boot, das ich aus England mitgenommen hatte. 11 000 Kilometer hatte es mich auf und nieder in Afrika begleitet. Und 8000 Kilometer war es auf den Seen in Innerafrika und auf dem Kongo mein Heim gewesen. Müde und schwach

³ Zum Vergleich: Der Rhein ist von der Quelle bis zur Mündung in Holland 1326 Kilometer lang.

begannen wir den Ueberlandmarsch nach dem Atlantischen Ozean. Am 9. August kamen wir in Boma (oberhalb der Kongomündung) an.

Nur wenige der Begleiter aus Sansibar waren Stanley bis hierher treu geblieben. Viele hatten ihn unterwegs heimlich verlassen. Und eine große Zahl war im Kampf mit den Wilden gefallen. Auch die Malaria und andere Krankheiten, Hunger, Durst, Hitze und Ueberanstrengung hatten manchem den Tod gebracht. Stanley fühlte sich verpflichtet, seine übriggebliebenen Gefährten mit einem Dampfer um Südafrika herum wieder in ihre Heimat zu bringen. Drei Jahre lang hatte die Reise gedauert. Und groß war die Freude des Wiedersehens.

Am Schlusse seines Berichtes stellt Stanley seinen treuen Begleitern folgendes Zeugnis aus: In den Häusern Sansibars wird man noch nach vielen Jahren die große Geschichte unserer Reise erzählen. Und die Teilnehmer werden Helden sein für Kind und Kindeskind. Aber auch für mich sind sie Helden. Ihnen in erster Linie dankt es die Welt, wenn die letzten Rätsel des dunkeln Erdteils so glücklich gelöst worden sind. Dem Herrn sei Lob und Dank! —

Stanley hoffte lange Jahre, das Kongobecken werde ein Teil des englischen Weltreiches. Es schmerzte ihn sehr, daß sich sein Heimatland so wenig um die Ergebnisse seiner Entdeckungsreisen kümmerte. Dagegen trat König Leopold von Belgien mit ihm in Verbindung. Zusammen mit Unternehmern aus verschiedenen Ländern gründeten die beiden eine Gesellschaft, die sich die Erforschung des Kongobeckens zur Aufgabe machte. Stanley kehrte als ihr Vertrauensmann zurück und gründete eine Reihe von europäischen Niederlassungen am Kongo, vor allem Leopoldville, die jetzige Hauptstadt des Kongostaates.

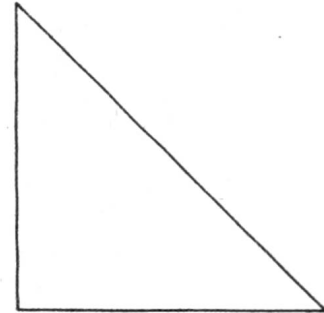
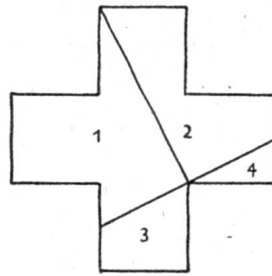
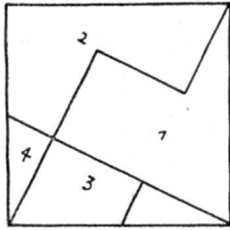
Mit viel Güte, Geduld, Festigkeit und reichen Geschenken gewann er die Häuptlinge zu beiden Seiten des Stromes. Fast immer verstand er es, Blutvergießen zu vermeiden. Er wurde wie wenige Europäer ein Segen für Afrika. Vor allem bekämpfte er den Sklavenhandel. Und es gelang ihm nach und nach, den dunkeln Erdteil von diesem Fluch zu befreien. Heute ist das Kongogebiet eine blühende Kolonie Belgiens. Es ist fast fünfzigmal so groß wie die Schweiz. Und bald wird es das reichste Land von ganz Afrika sein.

Zum Zeitvertreib

Hier sind abgebildet:

- a) *ein Quadrat*, das heißt ein Viereck mit vier gleich langen Seiten und vier rechten Winkeln;

- b) *ein Schweizerkreuz*, das sich aus fünf gleich großen Quadraten zusammensetzt;
 c) *ein Dreieck*.



Alle drei Figuren sind gleich groß. Man kann das beweisen, indem man das Schweizerkreuz richtig zerschneidet. Die Zeichnung zeigt das am Beispiel des Quadrates. Das Kreuz ist in der angegebenen Weise in vier Stücke zerschnitten; und diese sind nachher auf das Quadrat gelegt worden. Sie decken das Quadrat genau zu. Man kann das Kreuz aber auch so in vier Teile zerschneiden, daß diese genau auf dem Dreieck Platz haben. Wie müssen die Schnitte diesmal vorgenommen werden?

Die Elefantenmütter

sorgen zärtlich für ihre Jungen. Wehe dem Menschen, der einem jungen Elefanten ein Leid antut. Einst fuhr ein Pflanze mit seiner Frau und zwei halberwachsenen Kindern über Land. Sie lagerten unter einem Baum und ließen das Auto am Rande der Straße stehen.

Da näherte sich eine Elefantenmutter mit ihrem Jungen. Als sie die Menschen witterte, wollte sie fliehen. Das Junge verhielt sich jedoch genau so wie die meisten Menschenkinder. Es folgte dem guten Rat der Mutter nicht und trottete neugierig zum Auto hin. Mit seinem Rüssel betastete es alles genau. Plötzlich stieß es jämmerliche Schreie aus. Es hatte mit der Rüsselspitze den heißen Kühler berührt.

Die vier Leute wußten: Jetzt wird es gefährlich. Die Alte wird kommen und uns angreifen. Schnell kletterten sie auf den Baum hinauf. Sie hatten richtig vorausgesehen. Wild trompetend und mit erhobenem Rüssel stürzte die Elefantenmutter heran, um ihr Junges zu schützen. Sie fand keinen Menschen und kein Raubtier. Da ließ sie ihren Zorn an dem Auto aus. Sie stürzte es um und zertrampelte es ganz und gar.